

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 55 (1984)
Heft: 2

Artikel: Podiumsgespräch in Wattwil : "Wahres klingt oft paradox" : ist eine ganzheitliche Förderung in Erziehung und Pflege noch möglich?
Autor: Hagmann, Thomas / Muff, Adrian / Rennhard, Urs
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-811558>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Wahres klingt oft paradox»

Ist eine ganzheitliche Förderung in Erziehung und Pflege noch möglich?

Ist eine ganzheitliche Förderung in Erziehung und Pflege heute noch möglich? An der Jahresversammlung 1983 des VSA in Wattwil diskutierten unter der Leitung von Thomas Hagmann, Rektor der Schule für Sozialarbeit in Basel, über diese Frage im Rahmen eines Podiumsgesprächs als Vertreter fünf verschiedener Institutionen Dr. med. Hellmut Klimm (Arlesheim), Martin Meier (Bern), Adrian Muff (Biel), Vreni und Urs Rennhard-Fischer (Wald AR) und Peter Staub (Riggisberg). Dem Podiumsgespräch, dessen Textfassung hier abgedruckt wird, gingen am Vortag die Vorträge von Dr. Rudolf Zihlmann (Luzern) und Prof. Dr. Jakob Lutz (Zollikon), die in Nr. 1/84 des Fachblattes «Schweizer Heimwesen» erschienen sind, voraus. Hinweis für die Leser: Die VSA-Jahresversammlung 1984 findet am 16. und 17. Mai in Windisch-Brugg statt, Thema «Bewährung – Bewahrung in dieser Zeit».

Thomas Hagmann: Meine Damen und Herren, Kolleginnen und Kollegen! Sie kennen das Thema, über das wir reden sollen: «Ist eine ganzheitliche Förderung in Erziehung und Pflege heute möglich?» Oder «noch möglich?» Ich möchte anknüpfen an die beiden Vorträge von Herrn Zihlmann und von Herrn Lutz. Beide haben von der Ganzheit gesprochen. Bevor wir einsteigen, will ich Ihnen ein Gedicht vorlesen:

Weich und schwach wird der Mensch geboren.
Im Tode ist er hart und steif.
Grüne Pflanzen sind zart und mit Lebenssaft gefüllt.
Das Harte und Starke wird fallen.
Das Weiche und Schwache wird überdauern.
Es gibt nichts Weicheres und Nachgiebigeres
unter dem Himmel als Wasser.
Dennoch, um harten Granit anzugreifen,
kenne ich nichts Besseres.
Das Schwache kann das Starke bezwingen.
Das Zarte besiegt das Grobe.
Jedermann unter der Sonne weiss das,
Doch handelt jemand danach?

Das ist die Fragestellung, der wir – bezogen auf unsren Beruf – nachgehen sollten! Wenn man Diskussionen hört zum Wort «Ganzheit» und zur Frage, wer denn schuld sein solle, dass diese Ganzheit verloren gegangen sei, dann hört man meistens zwei Ansichten. Die eine lautet: Es liegt an den Menschen; die Ursachen für die Probleme und Schwierigkeiten sind zu suchen im Einzelnen, gängige Floskel: «D’Umwelt wär scho rächt, aber de Hansli, de isch schlächt.» Die andern widersprechen und meinen umgekehrt, unsere Schwierigkeiten lägen in der Umgebung, «im System», bei den andern, in der Gesellschaft, wer auch immer das ist, Standardformel: «De Hansli isch scho rächt, nu d’Umwelt, die isch schlächt.»

Komplementäre Beziehung: Mensch und Umwelt

Die Frage stellt sich, scheint mir, ob es nicht noch eine dritte Sicht gebe, nämlich ob die Probleme und Bedürfnisse der Leute, ihre Schwierigkeiten mit dem Begriff der Ganzheit, nicht etwas zu tun haben könnten mit dem Austausch

zwischen den Menschen und mit dem Austausch zwischen uns und den Umweltverhältnissen. Dr. Zihlmann sagte im Vortrag, der Mensch sei vor allem «ein Wohnender», und Professor Lutz sprach von einem Menschen, der sich selbst entwirft, der also nicht bloss ein Produkt oder ein Opfer seiner Umstände ist, sondern der einen *Elan vital* hat, etwas, das ihn antreibt, eine Aktivität in ihm, eine Eigenheit. Die Beziehung zwischen Person und Umwelt ist eine komplementäre, und die Einheit von Mensch und Natur ist heutzutage in Frage gestellt. Trotzdem spüren wir alle in uns ein Streben nach Harmonie, ein Suchen nach dem, was verloren gegangen ist. Nicht das Beherrschen der Natur wird das Ziel sein, sondern dass jeder kann Anteil haben am andern. Die Zeit selber ist nicht linear; man kann sie verstehen als einen Zyklus immer wiederkehrender Ereignisse und Muster von Beziehungen, die sich wiederholen. In den letzten Jahren hat ein Umdenken begonnen. Der Mensch fängt an, sich vermehrt zu sehen als Teil eines grösseren Ganzen. Das führt uns langsam wieder weg von einem Modell der Krankheit, das immer nur die kausale und reduktive Betrachtungsweise zulässt. Das Wort «Ökologie» ist zu einer Metapher geworden – zu einem Bild für den Versuch, umzudenken, neu zu denken. Ein Kind ohne Liebe kann nicht leben. Alte Menschen, die in einem Heim leben, ohne Anregungen, gleiten in einen pseudoselinen Zustand ab. Zuviel Lärm ruft Stressreaktionen hervor. Was hat das eine mit dem andern zu tun?

Der Mensch als lebendiger Organismus bildet mit seiner Umwelt ein System, in dem jedes Glied das andere mitformt. In den letzten 25 Jahren haben wir die Umwelt verändert in einem Ausmass, wie man es früher nicht und nie zuwegegebracht hat. Das Auto, der Beton, das Fernsehen zum Beispiel haben nicht nur die Umwelt, sondern auch die sozialen Seiten des Menschen, eingeschlossen das Familienleben, den Lebensstil und die Sexualität, tiefgreifend verändert. Die jetzt so veränderte Umwelt, das merken wir seit ein paar Jahren immer stärker, schlägt wieder auf uns zurück. Wir müssen lernen, mit den Veränderungen zu leben, die wir selber hervorgerufen haben. Was das bedeuten könnte für die Arbeit in einem Heim oder in einer Wohngruppe oder am Arbeitsplatz in einer Werkstatt, das ist die Frage, der wir heute nachzugehen versuchen wollen.



«Ist die eine ganzheitliche Förderung in Erziehung und Pflege heute noch möglich?» An der Jahresversammlung 1983 des VSA in Wattwil wird diese Frage diskutiert von Urs und Vreni Rennhard, Wald AR, Peter Staub, Riggisberg, Martin Meier, Bern, Thomas Hagmann, Basel (Gesprächsleitung), Adrian Muff, Biel, und Dr. Hellmut Klimm, Arlesheim (vrnl). Aufnahme: Bruno Bührer

Am Tisch Vertreter verschiedener Institutionen

Wir haben hier am Tisch Vertreter verschiedener Einrichtungen, die vielleicht je ein unterschiedliches Verständnis mitbringen und mit denen zusammen es darum geht, am jeweiligen Beispiel sichtbar werden zu lassen, was denn Ganzheit für Erziehung und Pflege heute noch bedeuten könnte. Ich habe mit den Podiumsteilnehmern verabredet, dass zuerst wir hier am Tisch miteinander diskutieren und in einem zweiten Teil die Diskussion öffnen, damit sich auch die Hörer im Saal beteiligen und zum Wort melden können. Frage an Sie hier am Tisch: Was bedeutet der Begriff der Ganzheit für Sie persönlich als Mensch und, zweitens, was bedeutet er in Ihrer Berufstätigkeit im jeweiligen Feld – ganz konkret?

Ganzheit als Appell

Adrian Muff: Für mich, der ich vom christlichen Humanismus ausgehe, ist der Begriff der Ganzheit ein Appell, eine Aufforderung, eine Lebensaufgabe, ein Lebensziel. Von daher ist er gleichzeitig auch ein permanenter Vorwurf an meine Mängelhaftigkeit, an meine Fehler, an mein Unvermögen, an das, was ich nicht realisieren kann in meinem Leben. Mir ist beim Anhören der verschiedenen Vorträge vom Vortag aufgegangen, dass die Frage der ganzheitlichen Förderung und der ganzheitlichen Betreuung in einer sehr akademischen Weise abgehandelt worden ist. Trotzdem bin ich den Referenten natürlich mit grossem Interesse gefolgt. Ich selber glaube, weil ich von der Überzeugung ausgehe, stets nur ein Teil aller Möglichkeiten zu sein, die in mir liegen, dass ich auch nicht fähig sein kann, den Menschen als voller Mensch gegenüberzutreten und sie ganzheitlich zu fördern. Ich halte das für einen Anspruch, für ein Ideal, dem man immer nur teilweise nachkommen kann. Und diese Defizienz zwischen dem Ideal und der Realität, wie ich sie sehe, erlebe ich besonders krass bei meiner Aufgabe mit jungen Menschen, die ihr Leben weitgehend, bis zu dem Zeitpunkt, da sie zu uns kommen, eigentlich verfehlt haben. In den zwei Jahren, da sie bei uns sind, diese Menschen, die 20 oder 25 Jahre eigentlich

in grossen Stücken am Leben vorbeigelebt oder gegen das Leben gelebt haben, ganzheitlich zu fördern, ist eine wahnsinnig grosse, schwere Aufgabe, die nur teilweise erfüllt werden kann. Ich würde nie für mich oder für meine Institution, die ich vertrete, in Anspruch nehmen wollen, dass wir die Leute ganzheitlich fördern. Ich bin froh, wenn wir bei unserer aufreibenden Arbeit mit Drogenabhängigen nicht allzu krasse Fehler machen. Dies einmal als Einstieg und zum Anfang.

... und als reales Erlebnis

Urs Rennhard: Ich hielte es für eine Anmassung, wenn ich hier und jetzt sagen würde, *uns* gelinge es, ganzheitliche Erziehung zu machen. Ich möchte aber ein paar Teilesekte aufgreifen, bei denen ich das Gefühl habe, da tragen wir wesentlich dazu bei, dass eine Ganzheit entsteht. Das ist für uns als Familie das Schwergewicht der Integration. Integration bedeutet uns sehr viel. Wir öffnen uns fürs ganze Dorf. Wir lassen teilnehmen bei uns das ganze Dorf und unsere Kinder im Dorf, wir lassen auch die leiblichen Eltern unserer Kinder teilnehmen, ein wesentlicher Teil unserer Arbeit ist also auch ein Einbezug von ihrer Vergangenheit mit den Eltern. Wir haben das Glück, dass das bei uns bis jetzt möglich gewesen ist. Im weiteren auch der Einbezug der Lehrerschaft. Dank einer ganz engen Zusammenarbeit mit den Lehrern unserer Sonderschule und mit den Dorflehrern können wir dem Kind das Gefühl geben, es gehöre wirklich dazu. Die enorm grosse Bereitschaft des Dorfes ermöglicht uns, dem Kind das Gefühl zu geben: «Doch, ich gehöre dazu, ich bin nicht jemand aussendran!»

Vreni Rennhard-Fischer: Ein sehr wichtiger Punkt ist für mich auch, dass man die ganze eigene Verwandtschaft und Familie, also die eigenen Eltern, miteinbezieht. Unsere Eltern sollen auch dahinterstehen können, dass wir so etwas machen. Auch der Freundeskreis soll daran teilnehmen und dahinter stehen können.

Martin Meier: Ich gehe einig mit den Äusserungen von Herrn Muff, dass Ganzheit ein unerhörter Anspruch ist,

auch eine Anmassung sein kann. Ich stehe häufig unter dem Eindruck, dass Ganzheit oder der Wunsch oder die Sehnsucht nach Ganzheit in mir selber zerbricht. Ich habe auf der einen Seite die Geschichte, die Vergangenheit, meine Geschichte, die Geschichte der Jugendlichen, für die ich mitverantwortlich bin, ich kann auf dieser Seite probieren, an der Entwicklung von Fertigkeiten, Fähigkeiten, kurz an der Lebensbewältigung zu arbeiten – aber das scheint mir häufig nur *ein* Teil, und nur ein sehr beschränkter Teil zu sein, wenn mir bewusst wird, aus welcher Leere und Hoffnungslosigkeit, aus welchen zerbrochenen Situationen und Verhältnissen unsere Jugendlichen herkommen.

Auf der andern Seite stehen für mich Werte, die unabhängig von mir über das Leben hinausweisen. Auf dieser andern Seite steht auch, dass es mir immer wieder ein Bedürfnis ist, die Jugendlichen, mit denen ich zusammen bin, etwas von solchen Werten spüren zu lassen. Es ist für mich eine ständige Spannung, einerseits an diesem zerbrochenen Leben herumzuflicken, Verständnis zu fördern, Selbstverständnis zu fördern, die Fähigkeit zu leben zu fördern, Lebenstechniken zu vermitteln, doch erziehen kann man ja letztlich nicht nur durch Vermittlung von Techniken und durch Anwendung von bestimmten Methoden, sondern es stehen doch dahinter Orientierungen, Lebenswerte, die ich auch vermitteln möchte. So ist das für mich eigentlich eine ständige Spannung. Und deshalb sage ich, ich stehe unter dem Eindruck eines Zerbrechens dieses Wunsches nach Ganzheit sowohl in mir als auch in der ganzen Arbeit. Aber das Zerbrechen beinhaltet ja gleichzeitig auch eine Hoffnung, möglichst viel wieder zusammenzubringen, freilich nicht ein Anspruch und nicht die Vorstellung, gleich *alles* zusammenbringen zu können (das würde ich als Anmassung betrachten).

Ganzheit als Zielrichtung

Dr. Hellmut Klimm: Wenn die Frage so direkt gestellt ist – «Was bedeutet der Begriff der Ganzheit für mich als Mensch ganz persönlich?» – dann muss ich auch persönlich darauf antworten. Ich bin eigentlich als Kind schon in der Überzeugung gross geworden, dass die Welt und der Mensch aus einem Ganzen verständlich sein müssen. Vielleicht hat es auch mit meiner Erziehung zu tun gehabt, ich habe jedenfalls auch mein Medizinstudium unter diesem Gesichtspunkt begonnen, dass ich da erfahren wolle, wie das mit dem Menschen nun sei. Es war für mich zunächst eine Riesenenttäuschung! Nach den ersten Semestern Medizin musste ich mir eingestehen, dass nicht eingetreten sei, nicht Ereignis geworden sei, was ich mir erhofft hatte von der Medizin. Dann habe ich angefangen, Psychologie zu studieren, ich habe noch den Reiss gehört in Freiburg im Breisgau, habe noch Heidegger erlebt; das war alles sehr interessant. Aber es wurde für mich immer schwieriger, das alles zusammenzubringen. Nichts schien zusammenzupassen. Dann bin ich während des Studiums auf ein Buch gestossen mit der Fussnote «siehe Rudolf Steiner», und da habe ich mich erinnert, dass wir zu Hause Bücher von Rudolf Steiner besessen. Mein Vater hatte sich damit beschäftigt, während der Zeit des Nazismus, und mit dem Lesen dieser Bücher hatte ich auf einmal die Gewissheit: «Ja, das ist's, das spricht dich an!» Das war eben

mein persönliches Erlebnis. Es führte mich nicht dazu, dass ich mich sehr intensiv mit Steiner auseinandersetzt hätte. Allein die Tatsache, dass es möglich war, die ganze Geschichte so ganzheitlich zu betrachten, hat mich ungeheuer beruhigt. Erst später bin ich Schritt für Schritt zur Anthroposophie gekommen. Was mich dabei ganz besonders gepackt hat, ist der Vorrang der geistigen Evidenz vor der irdischen Beweisbarkeit. Das wurde für mich entscheidend für den beruflichen Weg. Ich fühlte mich in der Schulmedizin durchaus recht, ich hatte nicht irgendetwas dagegen, aber es hatte mich einfach gepackt, eben diese ganzheitliche Auffassung von Welt und Mensch. Und zwar Ganzheit nicht als Perfektion und als irgendetwas, was im Kalkül aufgeht, sondern Ganzheit als Richtung, in der man vorwärts gehen kann. Man kann sich bemühen, Ganzheit als Richtung, als Ziel anzustreben – bei allen Unzulänglichkeiten, die zur Welt gehören. Das hat mich in meiner gesamten Lebenshaltung unerhört stimuliert und motiviert, in dieser Richtung vorwärtszugehen.

Peter Staub: Ganzheit empfinde ich manchmal als etwas, das ungeheuer weit von mir weg sei. Für mich wichtig ist, für mich auch als winziges Teilchen, welches ich selber bin, dass ich als Mensch Platz habe, dass ich akzeptiert werde als das, was ich bin, mit meinen Bedürfnissen, Sorgen, Nöten, Ängsten, Freuden. Ich gehe aus vom Bedürfnis, als Mensch angenommen zu werden, so wie ich bin, und dieses Bedürfnis setze ich auch bei andern als vorhanden voraus. Ich versuche persönlich immer wieder, den andern zu verstehen, ich probiere, auf dem aufzubauen. Als Leiter eines grösseren Betriebes habe ich sozusagen viele Einzelteile, Menschen, die betreut werden, Menschen, die im Heim arbeiten. Dass ich die Bedürfnisse von allen, die da wohnen und wirken, in Einklang bringen kann, ist mein Bestreben. Das ist für mich gleichsam die Basis, von der ausgehend wir uns bemühen sollen, dieser vielbesprochenen Ganzheit ein wenig näher zu kommen.

Rennhard: Ich möchte gleich da einsteigen! Herr Staub hat uns angesprochen, mich als eigene Person mit meinen Schwächen. Ich glaube, es gehörte als typisches Merkmal zu unserer Arbeitsform, dass wir diese Schwächen nicht auf die Freizeit verschieben können. Wir können unsere Schwächen nicht verschieben, weil es die Freizeit – in Stunden klar deklariert – ja gar nicht gibt. Und wenn es sich gibt, findet sie im genau gleichen Wohnraum statt, unter dem Blick der Kinder. Von dort her offenbaren wir uns als Person wirklich so wie wir sind, weile kein klare Trennung möglich ist zwischen Arbeit und Freizeit.

Vor aller Technik: das *Du*

Muff: Mir hat eine Äusserung, ein Gedanke in Herrn Stockers Eröffnungswort sehr Eindruck gemacht. Er hat erklärt, dass der Weg zur Ganzheit über die Freude führen könnte, führen sollte. Ich glaube, dass die Frage, inwiefern man einen Menschen ganzheitlich fördert, neben anderem davon abhängt, wie glücklich, wie erfüllt, wie froh der Betreuer als Mensch ist. Das setzt also voraus, dass wir Betreuer, die wir uns mit andern Menschen beschäftigen, selber einigermassen frohe, glückliche, erfüllte Menschen sind. Ich glaube nicht, dass es möglich ist, einem Menschen

VSA-Arbeitstagung für Leiter und Mitarbeiter aller Heime

Demokratische Verantwortung im Heim

Donnerstag, 15. März 1984, bis Freitag, 16. März 1984, im Franziskushaus, Dulliken
Leitung: Dr. Imelda Abbt, Prof. Dr. Ernst Kilgus

Programm:

Donnerstag

10.30 Uhr 15. März 1984
Eröffnung
10.45 Uhr Demokratie und Verantwortung in Gesellschaft und Wirtschaft
Referat: Prof. Dr. Ernst Kilgus, Zürich
15.00 Uhr Bearbeitung praktischer Fälle in Gruppen
17.00 Uhr Präsentation der Gruppenarbeiten mit Aussprache

Freitag

09.00 Uhr 16. März 1984
Gelebte Demokratie im Heim?
Kurzreferate:
Hanspeter Heer, Sonderschulheim Hochsteig, 9620 Lichtensteig
Dr. Fred Hirner, Sonderschulheim Chilberg, Fischingen;
Martin Meier, Beobachtungsheim Heimgarten, Bern
Diskussion
11.15 Uhr Demokratie und Verantwortung: Eine Utopie?
Referat: Dr. Imelda Abbt
14.00 Uhr Konsequenzen für den Heimalltag
15.45 Uhr Ende der Tagung

Kurskosten:

Fr. 200.–
Fr. 160.– für Teilnehmer(innen) aus VSA-Heimen
5 % Ermässigung bei persönlicher Mitgliedschaft
Unterkunft und Verpflegung im Franziskushaus, Dulliken, separat, Kosten zirka
Fr. 80.–

Anmeldung: bis 3. März 1984 an Kurssekretariat VSA, Seegartenstr. 2,
8008 Zürich, Tel. 01 252 47 07 **nur vormittags**

Anmeldetalon (Demokratische Verantwortung im Heim)

Name, Vorname

Name und Adresse des Heims

Private Adresse

PLZ, Ort

Datum Unterschrift

VSA-Mitgliedschaft des Heims Persönliche Mitgliedschaft
Unterkunft im Franziskushaus Dulliken erwünscht

Angemeldeten Teilnehmern, die eine Unterkunft bestellt haben, muss bei Rückzug der Anmeldung vor Tagungsbeginn eine Annulationsgebühr von Fr. 50.– berechnet werden.

echt und ganz zu begegnen in einer betreuerischen Aufgabe, wenn man selber nicht einigermassen gelöst, glücklich, zufrieden, froh in der Welt drin steht. Heute wird allgemein viel zu viel Vertrauen in Techniken, in Systeme, in Programme gesetzt, während ich doch tagtäglich erlebe, dass das, was wirklich einen betreuerischen Effekt hat, was dem Betreuten wirklich und echt weiterhilft, nicht Systeme, nicht Strukturen, nicht Programme sind. Sondern die Begegnung, Auseinandersetzung, Konfrontation, Reibung mit dem Du. Und gerade das ist enorm hart jeden Tag. Ich glaube, dass man auf diesen Punkt viel mehr Wert legen müsste. Nichts gegen alle neuen Errungenschaften auf dem methodischen Gebiet, aber ich glaube, dass wir viel zuviel Vertrauen in diese Techniken setzen.

Hagmann: Ich habe den Eindruck, dass der Begriff Ganzheit als Zielsetzung von allen akzeptiert wird. Doch bin ich nicht ganz sicher, ob wir alle das Gleiche darunter verstehen. Mich würde es deshalb interessieren, wie das denn aussieht, wenn man's umsetzt in die Praxis. Es geht weniger darum, die eine Form von Arbeit gegen die andere auszuspielen, sondern vielmehr darum, an dem Arbeitsplatz, den man hat, mit den Bedingungen, die gegeben sind, zu probieren und abzuklären und zu entwickeln, was Ganzheit bedeuten könnte für die Menschen, die da leben, und für mich, der ich da arbeite. Drum würde es mich interessieren, was es heißt, ganzheitlich zu fördern oder zu pflegen, wenn man ein Grossheim im Kanton Bern leitet, was das für die Menschen heißt, die dort leben, was das heißt für das Äbibus, für eine Drogenstation, und für die Menschen, die dort arbeiten, oder was das bedeutet, wenn man irgendwo im Appenzellischen in einem Dorf eine Grossfamilie und Pflegekinder hat, die man, zusammen mit den eigenen, leben zu lassen und zu entwickeln versucht. Die Voraussetzungen sind sehr verschieden, denke ich. Die Anthroposophen haben ein eigenes Verständnis davon, was Ganzheit bedeutet. Es würde mich interessieren, ob Sie ein paar Beispiele dafür bringen können, wie Sie es umsetzen in Ihrer eigenen Arbeit.

Staub: Als erstes wurde ein bernisches Grossheim angeprochen . . .

Hagmann: . . . reiner Zufall, glauben Sie mir . . .

... ein Gefühl von Heimat

Staub: . . . jaja, das nehme ich an. Mir scheint – wenn wir an den Menschen denken, den wir pflegen, betreuen –, es sei wichtig, dass er bei uns ein Gefühl von Heimat verspürt, dass er das Gefühl hat, es geht irgendwie weiter in einer Entwicklung, in welcher er gestanden hat, als er zu uns gekommen ist. Es sollte nicht etwas total Anderes auf ihn zukommen. Er sollte, wenn er zu uns kommt, quasi mit seinem Köfferlein auf dem Perron abgeholt werden, wo er angekommen ist. Und wieder: Man sollte ihn als Menschen nehmen, wie er eben ist, mit all seinen Bedürfnissen. Wir sollten ihn respektieren als das, was er ist, und nicht als das, wie wir ihn gerne haben möchten. Wir sollten also nicht allzu stark von uns aus gehen, von unseren Vorstellungen aus. Wir müssen ihn kennenlernen. Das finde ich etwas ungeheuer Wichtiges. Dr. Zihlmann hat in seinem Vortrag gesagt, Heimat, sei der Ort, wo man verstanden

werde. Ich glaube, das ist sehr elementar: Wo man mich gern hat, wo ich etwas finde, das weitergehen kann, wie ich's bis jetzt gewöhnt gewesen bin. Es ist ein Unterschied, in einem Heim, wo ich herkomme, diese Aufgabe zu erfüllen, oder in einem Jugendheim zu erziehen. Erziehen und Pflegen ist vermutlich unterschiedlich zu verstehen. Es scheint mir auch, der Mitarbeiter, der hier bei uns im Pflegeheim arbeitet, sollte ein Leben führen können, wo er Befriedigung findet, wo er das Gefühl hat, er werde verstanden, er werde unterstützt, er werde gefördert. Es ist wichtig, dass wir beispielsweise beim Pflegen nicht nur an den Körper denken, an dem wir herummanipulieren – das wäre schlimm. Wir müssen denken, dass der Mensch eine Seele hat, dass er geistige Bedürfnisse hat, dass er eine Religion hat, und mit alledem soll er weiterexistieren können und glücklich sein dabei. Dies vielleicht als ganz einfachen Nenner, den ich einmal als Grundlage hinstellen möchte.

Hagmann: Mir ist in Ihrem Votum aufgefallen, dass das Wort «sollte» häufig vorkommt, also Ganzheit als Anspruch. Ich denke, die Schwierigkeit ist die, wie kommt man vom «sollte» zum «ist»? Wie sieht das konkret aus im einzelnen Fall?

Staub: Wenn ich vom «sollte» rede, denke ich, dass wir ja nie dort sind, wo wir sein möchten. Wir haben zwar immer ein Ziel vor Augen, das wir anstreben. Aber ich möchte mir nicht einbilden, dieses Ziel je ganz und definitiv erreicht zu haben. Wichtig ist, besonders wenn so viele Leute zusammenarbeiten wie in unserem Heim, dass die einzelnen Mitarbeiter wissen, welche Ziele die Vorgesetzten vor Augen haben. Die «Heimphilosophie» sollte bekannt und transparent sein. Wir sollten mit dem Mitarbeiter zusammen an dieser «Philosophie» arbeiten, sie zusammen entwickeln. Die Mitarbeiter sollten nicht sich selber überlassen bleiben, man sollte im Dialog sein und immer wieder weiter auf- und ausbauen. Es scheint mir ganz wichtig, dass die Förderung des Mitarbeiters hier als Basis dient, damit wir uns gemeinsam dem Ziel annähern können.

Hagmann: Wer möchte sich zur Frage «Wie mach ich's an meinem Arbeitsplatz?» weiter äussern?

Vom Wunsch nach «noch mehr»

Meier: Ich habe vorhin zum Ausdruck gebracht, dass für mich der Begriff der Ganzheit auch christliche Werte mit einschliesst, die ich akzeptiere als ausserhalb mir stehend, von denen ich mein Leben und meine Arbeit prägen lassen möchte. Bei dieser Fragestellung blicke ich zurück. Und wenn ich zurück schaue, muss ich fast ein wenig lachen darüber, welche Entwicklung ich selber durchgemacht habe. Es gab eine Zeit, da ich versuchte, diese Ganzheit dadurch einzufangen, dass ich versuchte, Mitarbeiter anzustellen, die von der Ausbildung, vom Diplom her «das Nötige» mitzubringen schienen. Dabei gerieten wir in Situationen, die ich als sehr schwierig empfand, wobei ich dies keineswegs allein der Ausbildung anlasten möchte. Ich möchte nur den Ablauf der Geschichte aufzeigen. Nachher kam ich in eine Phase, in welcher ich mir vornahm, mehr Leute auszusuchen, die den Lebenshintergrund mit mir zu

teilen bereit seien. Das war auch nicht das Richtige, hat nicht geklappt. Es kamen nämlich zum grossen Teil Leute, die die Auseinandersetzung mit der täglichen Arbeit nicht ertragen haben. Und heute stehen wir sozusagen in einem gemischten Verhältnis. Ich achte auf beides, dass die Voraussetzungen von der Ausbildung her ausreichend erfüllt sind, aber auch dass die Leute von der Lebensanschauung her etwas Gemeinsames mitbringen. Mir wird dabei bewusst, dass es im Grunde genommen ein Suchen ist, ein Suchen nach Übereinstimmung. Manchmal hätte ich das Bedürfnis, in einer etwas homogeneren Gruppe zu arbeiten, und manchmal bin ich fast ein wenig neidisch auf die Institutionen mit ganz klaren Vorstellungen, ganz klarem Lebenshintergrund – ich denke da besonders an christliche Institutionen –, die dem Jugendlichen sagen: Du musst so und so eingestellt sein, dann hast Du bei uns Platz! Das können wir natürlich nie in einem Beobachtungsheim, in dem wir schwierige weibliche Jugendliche in einer akuten Krise einfach aufnehmen müssen. Wir müssen sie so annehmen, wie sie kommen. Ich erlebe jetzt darin ein Stück Ganzheit, wenn es uns gelingt, die Mitarbeiter mit eingeschlossen, uns an die Verstrickungen, an den Hass, an die Schuld, an die Ohnmacht, an den Unmut dieser Jugendlichen heranzutasten, uns ihnen zu nähern, häufig zusammen mit den Eltern. Wenn es gelingt, dass sich da im Gespräch miteinander, in der Auseinandersetzung miteinander, Begegnungen ereignen können. Diese Begegnungen finden statt in förmlichen Besprechungen mit einzelnen, mit Familien, sie finden aber statt auch unterm Türrahmen, am Bettrand, und dabei, scheint mir, spürt man etwas von Ganzheit. Doch bleibt, wie gesagt, beim Begriff der Ganzheit immer der Wunsch nach noch mehr, nach noch homogenerer Arbeit, nach noch grösserer Übereinstimmung in der Arbeit und im Zusammenleben. Und die ist uns nicht gegeben, nicht in vollem Umfang gegeben. Ich glaube, dass wir gerade das zu bejahren und uns gerade da hineinzustellen haben. Wenn ich vorher erklärt habe, Ganzheit zerbreche, könnte ich vielleicht auch so sagen: Wir haben uns in diesen Bruch der Ganzheit hineinzustellen und dort drin unser Menschsein, unsere Auseinandersetzungen, unser Begegnen, unser Suchen und Hoffen und Erwarten auszuhalten, einfach auszuhalten und zu warten, dass es sich ereigne, dass es sich erfülle und so zwischen uns etwas passiere.

«Fraktionszwang» als Risiko

Klimm: Eben vorhin hat Herr Meier erklärt, dass er Leute mit einer gemeinsamen Auffassung im Hintergrund hin und wieder ein wenig beneide. Damit hat er vielleicht auch die anthroposophischen Institutionen im Auge gehabt. Das hören wir nämlich immer wieder: Ihr seid ja da gut dran, ihr seid wenigstens einig, ihr habt eine gemeinsame Grundlage! Das ist effektiv auch der Fall. Das ist unsere Gemeinsamkeit, die wir als ausserordentlich hilfreich erleben. Aber anderseits hat das auch wieder seine Gefahren. Wenn man eine solche gemeinsame Grundlage hat, kann es leicht auch so etwas wie einen Fraktionszwang geben. Doch da besteht unser Anliegen gerade darin, nicht in diesen Fraktionszwang hineinzugeraten. Sondern jeder soll seine Einstellung ganz persönlich für sich erarbeiten und seine eigene Auffassung gewinnen. Das müssen wir praktizieren, denn die Gefahr des Fraktionszwangs liegt effektiv drin – die Gefahr also, dass wir sagen: Wir haben

uns jetzt geeinigt, was der Rudolf Steiner gesagt hat, das sei für uns verbindlich. Das wäre dann quasi eine andere Einschränkung. Was wir daraus gewinnen sollten, ist dieses: Bei all dem Streben nach einer ganzheitlichen Auffassung von Kunst, Wissenschaft und Religion müssen wir lernen, die Freude an der Verschiedenheit zu bewahren und zu pflegen. Wir müssen uns darüber freuen können zu sehen, wie verschieden die Menschen sind und wie verschieden ihre Einstellung – gerade im Hinblick auf die Behinderten. Wenn wir von der Vorstellung ausgehen, dass jeder Mensch im Leben eine bestimmte Aufgabe hat, und wenn man das Leben als *Aufgabe* auffasst und sagt, jeder ist ins Leben hineingestellt und jeder muss seine Aufgabe nach seinen eigenen Voraussetzungen lösen, dann schmilzt auch der Unterschied zu den Behinderten hinweg. Weil wir dann die Behinderten so erleben, dass wir sagen können: Du hast jetzt eine ganz eigene Lebensaufgabe bekommen, Du bist mit Unzulänglichkeiten ausgerüstet, und diese Unzulänglichkeiten bringen Dich jetzt in eine ganz bestimmte Lage. Von dieser Einsicht aus geht man weiter und erkennt, dass im Leben ja nie bloss diejenigen zählen, die irgendetwas bewirken können. Man erkennt, dass diejenigen, welche aus ihrer Unzulänglichkeit heraus nichts bewirken können, trotzdem ihre Bedeutung haben, denn sie fordern die andern auf, etwas zu tun und etwas zu machen. Das sehe ich so quasi als Basis für das Zusammenspannen, ohne Unterschied, ob einer behindert ist oder fähig und beauftragt ist, etwas Grosses zu bewirken, zu schaffen. Diese Erkenntnis ist ausserordentlich hilfreich. Dann werden all die Methoden und Techniken, die Sie erwähnt haben, Herr Muff, gleichsam relativiert und wieder auf den rechten Platz gesetzt. Die Techniken sind dann das Vordergründige: Gewiss muss man von Physiotherapie etwas verstehen, wenn man Physiotherapie ausüben will. Aber der Hintergrund ist eben auch da, und auf dem Hintergrund könnte man immer einen guten Weg finden, um zusammenzuarbeiten.

Kleine Zusammenfassung

Hagmann: Ich versuche, kurz zusammenzufassen! Bisher ist gesagt worden, der Begriff der Ganzheit könne nicht «Heil» bedeuten. Es wurde erklärt, dass in der heutigen Zeit der Versuch, zur Ganzheit zu kommen, sehr oft über das Anerkennen dessen führt, was zerbrochen ist in unserer Arbeit. Herr Meier hat das sehr deutlich festgestellt. Es wurde auch darauf hingewiesen, dass eine gemeinsame geistige oder ethische Grundlage im Team der Mitarbeiter eine wertvolle Ausgangslage bilden könne, um näher an diese Zielvorstellung, an das «Sollte», heranzukommen, wobei auch das seine Gefahren in sich birgt. Jetzt möchte ich die Frage gern noch weitergeben an Herrn und Frau Rennhard. Wenn sie beide an ihr Personal denken, stossen sie immer wieder auf sich selber: Ist es auch möglich, zu heiraten, wenn man dem Begriff der Ganzheit näherkommen möchte, dann zusammenzuarbeiten. Liegt darin eine Chance? Und ich möchte nachher die Frage auch gern an Herrn Muff richten, der hier die Drogenarbeit vertritt, von welcher ich denke, dass der Begriff der Grenze und der Begriff der Klarheit dessen, was man macht, eine zentrale Rolle spielen – spielen müssen.

Rennhard: Einer der Gründe dafür, dass wir diese Arbeit in dieser Form gewählt haben, ist ja sicher der, dass wir verheiratet zusammenarbeiten können. Das ist sicher ein

wichtiger Grund. Wir haben das Glück, dass das bestens funktioniert, kann ich bis heute sagen. Aber wir wissen auch, sind uns immer bewusst gewesen, dass wir, was wir tun wollen, nicht alleine tun können, drum sind wir ja auch mit andern zusammengeschlossen. Ich finde es nicht verantwortbar, dies allein, oben auf einem Hügel des Appenzellerlandes, zu tun. Ich glaube, wir haben noch eine weitere «Heirat», und das ist für uns wirklich der Verein und die andern Mitarbeiter, sind auch die Lehrer im Verein, und jene Zusammenarbeit ist fast so eng, glaube ich. Auch das ist ein Grund, dass es unsern Kindern überhaupt möglich war, Ruhe zu finden, um eine schulische Leistung zu vollbringen, die ihnen weitergeholfen hat. Also eine intensive Auseinandersetzung innerhalb des «Personals», wenn ich von «Personal» reden darf, von Familie zu Familie, von unserer Familie zur Schule. Die Zusammenarbeit ist sehr intensiv. Das Kind hat zu spüren bekommen damit, dass da auch etwas Ganzes besteht: Alle wollen das Gleiche miteinander, und das hat ihm Ruhe gebracht, um sich selber weiterzuentwickeln.

Frau Rennhard: Vor allem am Anfang glaube ich, braucht das Kind Ruhe, wenn es zu uns kommt, damit es wieder einmal aufatmen kann. Jetzt, nach sechs Jahren, habe ich das Gefühl, dass die Kinder auch fähig werden, sich auseinanderzusetzen mit andern Leuten, mit den Nachbarn, die anders denken, anders sind. Ich finde es sehr wichtig, die Kinder soweit zu bringen, es zu ertragen, dass etwas anders ist und nicht immer genau so, wie sie es sich gewohnt sind. Sie kommen ja auch aus ganz andern Familien als wir. Ich glaube nicht, das wir ihnen einfach eine Ideologie aufzwingen können. Wir müssen offen sein, für das Andere, das das Kind bringt.

Ganzheit hat mit Hoffnung zu tun

Muff: Der von mir persönlich sehr geschätzte Herr Professor Lutz hat, als er von den Drogenabhängigen sprach, sich ein wenig aufgeregt und empört, als er erklärte, das sei ganz besonders schwierig, da könne man wahrscheinlich fast nichts mehr tun. Wenn man mit Drogenabhängigen arbeitet, dann kann das keine Grundhaltung sein. Dann muss diese Haltung darin bestehen, dass man hofft,

auch ein Mensch, der grossenteils gegen sein Leben gelebt hat, der einen falschen Weg gegangen ist, einen gefährlichen Weg, könne unter Umständen wieder auf den richtigen Weg kommen, könne wieder zu einem erfüllten Leben finden. Das muss unsere gemeinsame Grundhaltung sein, ist eine Hoffnung, die sehr häufig enttäuscht wird, die aber nie zur Resignation führen darf.

«Ganzheitlich fördern» bedeutet für uns, dass wir, selbst dann, wenn der junge Mensch als Wrack zu uns kommt, buchstäblich als Wrack, auch dann daran glauben, dass in diesem Menschen positive Anlagen, Kräfte und Möglichkeiten vorhanden sind, die erkannt, geweckt werden können. Es gibt Märchenbuch-Beispiele. Wir hatten vor sieben Jahren einen jungen Mann aufgenommen, der im Jura aufgewachsen war und von dem in einem Gutachten stand, es sei ein hoffnungsloser Fall und er bilde eine Gefährdung für die ganze Jugend der Region. Der junge Mann ist heute vom Kanton Bern als Sozialarbeiter in dieser Gemeinde angestellt, in welcher er früher die ganze Jugend gefährdet hat. Solche Fälle sind Märchenbuch-Beispiele. Das sind Erfolge, die einen mit Hoffnung erfüllen selbst dann, wenn man in Gefahr ist zu resignieren. Aber es gibt jeden Tag sehr schöne Beispiele, in denen eine gewisse Förderung sichtbar wird. Wenn zum Beispiel ein junger Mensch, der sieben bis acht Jahre lang seinen Körper ruiniert, schon nach drei bis vier Monaten, wenn er sich wieder normal ernährt, sich bewegt und Sport betreibt, langsam wieder Freude bekommt an seinem Körper. Er merkt, ich bin ja noch jung, ich bin hübsch, ich kann etwas machen aus mir. Er fängt wieder an, an sich zu glauben. Er fängt an, wieder ein Licht zu sehen, eine Zukunft für sich. Vielleicht scheitert er noch zweimal, aber er hat irgendwann wieder Hoffnung gefasst. Und ich glaube, *das* heißt «ganzheitlich betreuen»: an diese Kräfte zu glauben, auch dann, wenn sie nur sehr rudimentär erkennbar sind (starker Beifall).

Hagmann: Herr Muff hat erklärt, das Wort Ganzheit habe etwas zu tun mit Hoffnung. Ich habe diese Hoffnung jetzt auch: Ich hoffe, dass Sie, meine Damen und Herren im Saal, midiskutieren werden, denn wir möchten zum Schluss das Plenum noch einbeziehen und die Podiumsrunde öffnen. Wer möchte sich zum Wort melden?

«Man muss ergriffen sein»: Kein Beruf ohne Berufung

Erste Votantin: Mein Mann und ich leiten ein Altersheim und haben vier Kinder, sind also von zwei Seiten her angesprochen. In der Heimarbeit stehen wir seit sechs Jahren, leiden deshalb noch nicht unter der sogenannten déformation professionelle. Man hat uns erklärt, der übermächtige Einfluss der Medien habe in den Kindern etwas zugedeckt und verschüttet. Ich glaube, wir verlassen uns viel zu wenig auf unsere Instinkte. Wenn wir die Theorie als Bestätigung dessen betrachten, was uns die Instinkte sagen, wenn wir die Methoden und Techniken als Bestätigung der Instinkte zu sehen lernen, dann sollte die studierte Juristin nicht Herrn Professor Lutz fragen müssen, wie sie ihre Kinder gern haben solle. So eine Frage ist ja nicht mehr normal! Wir erwachsenen Mütter sind ja noch nicht von den Medien dermassen beeinflusst worden.

Warum lassen wir denn unsere angeborenen Instinkte nicht mehr walten?

Zweiter Votant: man könnte den «Instinkt» ja auch etwas anders nennen! Ich glaube, wir müssen das Licht des Wissens und der Theorien gar nicht unter den Scheffel stellen. Was es für unsere Arbeit braucht – Professor Lutz hat davon ebenfalls gesprochen –, ist dies: Man muss ergriffen sein, von etwas begeistert sein. Unsere Arbeit ist ja nicht bloss Beruf; es sollte auch etwas von Berufung zu spüren sein. Wo kämen wir hin, wenn unsere berufliche Arbeit völlig leer und frei wäre von Berufung? Es braucht doch noch Herzenswärme und Engagement im Sinne des Ergriffenseins! Was uns ergreift, ist grösser als wir, wir können es nicht begreifen, wir können uns nur von ihm ergreifen lassen (starker Beifall).

Der Mensch ein Kulturwesen – das Heim ein Kulturträger

VSA-Kurs IV für alle, die in einem Heim tätig sind, sowie für Vertreter von Heim-Trägerschaften.

Leitung: Dr. Imelda Abbt

Dieses vierte Seminar – in den Regionen Bern und Bündnerland – fragt nach dem Menschen als Kulturschaffenden. Die Überzeugung, die Geburtsstunde des Menschen sei zugleich die Geburtsstunde der Kultur, ist fundiert und hat Auswirkungen auf das Verständnis von Heim, Heimkonzeptionen, Arbeit im Heim usw. In den drei Kurstagen möchten wir Hintergründen des Kulturschaffens und Zusammenhängen mit dem «Wesen» des Heims nachgehen.

- | | |
|-------------|---|
| 1. Kurstag: | Der Mensch als Schöpfer und Geschöpf der Kultur, als Kind der Tradition und des Fortschritts. |
| 2. Kurstag | Kultur und Geschichte. In der Geschichte lebt vergangene Kultur weiter. In ihr gewinnen kulturelle Leistungen «relative» Dauer. |
| 3. Kurstag | Das Heim als Kulturträger steht im Spannungsfeld der Werte. Um welche Werte, die für spätere Generationen wichtig sind, «soll» gerungen werden? |

Durchführungsorte und Termine, Region Graubünden:

Dienstag, 20. März 1984: Stiftung «Gott hilft», Zizers
Dienstag, 8. Mai 1984: Waisenhaus, Masans
Dienstag, 5. Juni 1984: Kinderheim «Giuvaulta», Rothenbrunnen

Durchführungsorte und Termine Region Bern:

Dienstag, 1. Mai 1984: Schulheim Schloss, Kehrsatz
Dienstag, 22. Mai 1984: Schulheim Landorf, Köniz
Dienstag, 19. Juni 1984: Weissenheim, Bern

Beginn jeweils um 09.30 Uhr

- | | |
|-------------------|---|
| Kurskosten | für je drei Kurstage, die nur en bloc besucht werden können (inkl. Verpflegung)
Fr. 250.–
Fr. 180.– für Teilnehmer aus VSA-Heimen
10 Prozent Ermässigung bei persönlicher Mitgliedschaft |
|-------------------|---|

- | | |
|------------------|---|
| Anmeldung | Bis 18. März 1984 an Kurssekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich
Tel. 01 252 47 07 (nur vormittags) |
|------------------|---|

Anmeldung («Heim als Kulturträger» 84)

Name, Vorname

Tätigkeit, Funktion

Name und Adresse des Heims

Region Graubünden Region Bern
VSA-Mitgliedschaft des Heims oder persönliche Mitgliedschaft Ja Nein

Dritte Votantin: Vorhin ist gefragt worden, wie man in einem Grossheim die Ganzheit zu leben und anzustreben suche. Ich arbeite in einem solchen Bernischen Grossheim als Leiterin des Pflegedienstes, mir sind rund 70 Mitarbeiter unterstellt. Zwei wichtige Punkte sehe ich: die bestmögliche Selektion der Mitarbeiter und die Schulung durch Gespräch. Unter den Teilnehmern dieser VSA-Tagung gibt es Leute, die die Macht haben, auf die Stellenpläne Einfluss zu nehmen und den Angestellten die nötige Zeit einräumen, Probleme und Ziele miteinander im Gespräch zu erarbeiten. An dieser Zeit fehlt es sehr oft in den Heimen. Oft wird das Gespräch bloss als Geschwätz und Zeitvertreib betrachtet. Das ist falsch, ist bedauerlich. Im Gespräch, für das die nötige Zeit vorhanden ist, stossen wir vielmals auf Problemlösungen, die wir nicht finden können, wenn wir bloss der gewohnten Routine folgen.

Vierter Votant: Das Heim ist, ob man das wahrhaben will oder nicht, immer auch Organisation. Ich kam vor 17 Jahren als Lehrer in ein Schülerheim. Am Anfang gehörte es zu meinen Pflichten, mit den Heimkindern, Mädchen und Buben, gemeinsam zum Coiffeur zu gehen. Bei den Kindern war dieser gemeinsame Coiffeur-Besuch nicht beliebt, und für mich wurde er zu einer Belastung. Heute ist es eine Selbstverständlichkeit, dass jedes Kind allein zum Coiffeur seiner Wahl gehen darf. Das ist das Erste – das Zweite: Als Leiter eines Heims (in Stadt Nähe) habe ich Mühe zu begreifen, warum wir verantwortlichen Leiter immer brav mit dem Kopf nicken, wenn man ständig die Arbeitszeit reduziert. Jetzt haben wir die 44-Stunden-Woche, das heisst, wir arbeiten jede Woche länger, haben dafür aber entsprechend mehr Ferien und sind gezwungen, jedes Jahr so und so lang – etwas pointiert gesagt – den Laden dichtzumachen, das heisst den Betrieb zu schliessen. Ich leide oft darunter, weil wir in der Öffentlichkeit nicht dazu zu stehen wagen, dass es etwas anderes ist, ob ich als Trämler oder Buschauffeur oder als Erzieher arbeite. Ich möchte hier allen Mut machen, an seinem Ort dagegen zu opponieren, dass die «Ganzheit der Zeit», die es für die Arbeit mit dem Kind einfach braucht, immer mehr zerstückelt wird. Ich meine, wir sollten alle zusammen einmal aufstehen und – anständig, aber entschieden und mutig – den Leuten sagen: «Wir haben dringend eine andere Zielsetzung nötig!» (starker Beifall).

Muff: Ein vorhin gefallenes Votum hat mich betroffen gemacht. Ich glaube fest, dass es zu einer Betreuung gehört – Betreuung, die diesen Namen verdient –, dem Menschen dauernd die Möglichkeit zur Veränderung zu bieten. In welchem Mass der Betreuer dazu imstande ist, hängt u.a. davon ab, wie sehr er selber Veränderungen bejaht und eingehen will. Dasselbe gilt für die Institution.

Nicht am Schema kleben!

Klimm: Es ist von der Organisation gesprochen worden. Wir sind uns, glaube ich, alle einig darüber, dass ein bestimmter Stil, eine bestimmte Richtung stark von den Individualitäten abhängt, die zusammen diesen bestimmten Stil pflegen. Aber es kommt noch etwas Weiteres hinzu, das eine erhebliche Rolle spielt. Es stellt sich nämlich die Frage der individuellen Freiheit der Institutionen. Da gibt es jetzt doch viel Gegensätzliches. Einerseits wird heute

die Grossfamilie hochgelobt, während andererseits die Heime in Verruf geraten sind. Man trifft stets auf mehr oder weniger schematische Vorstellungen in bezug auf Organisation. Ich glaube fest, wir wären gut beraten, wenn wir die einzelnen Institutionen in ihrer individuellen Struktur uns so verschiedenartig wie nur möglich wünschen würden. Ich habe Erfahrungen in verschiedenen Heimen vorab für Erwachsene gesammelt. Jedes Heim unterscheidet sich vom andern, und doch darf jedes in seiner Art als gut gelungen bezeichnet werden. Wir sollten nicht zu schematisch denken. Es wäre gut, wenn wir die organisatorischen Vorstellungen für die Institutionen entsprechend auflockern würden, damit sich die individuelle Aktivität innerhalb der einzelnen Institutionen besser, freier entfalten könnte. In der Regel kleben wir viel zu viel an irgendwelchen Schemata (starker Beifall).

Fünfter Votant: Jeder von uns weiss aus eigener Erfahrung, wie schnell man der Routine verfällt. Und wenn ein Heimbetrieb in der Routine erstarrt, muss er sich die Frage gefallen lassen, ob er eigentlich noch für die Heimbewohner, für die Kinder, die Pensionäre und Patienten, da sei oder nicht vielmehr umgekehrt. Entscheidend scheint mir zu sein, uns immer wieder bewusst zu machen: Wir sind für die Heimbewohner da und nicht umgekehrt, nicht die Heimbewohner für uns. Für mich gehört das zur Ganzheit. Sobald wir in der Routine stecken bleiben, geht die Ganzheit verloren.

Sechste Votantin: Ich möchte auf die Instinkte zurückkommen! Meiner Meinung nach sind uns heute die Instinkte weitgehend verloren gegangen, sonst müssten wir uns nicht derart fürchten vom dem Einfluss der Massenmedien. Wir können, was verloren gegangen ist, nicht ungeschehen machen. Zum Stichwort der Ganzheit: Wir sollten in uns ein Gespür dafür entwickeln, dass der Mensch auch ein Teil der geistigen Welt ist, nicht bloss der irdischen, materiellen. Der Mensch ist ja nicht bloss Physis, sondern auch Geist und Seele.

Frage: Wer ist für wen da?

Siebter Votant: Die vorhin aufgeworfene Frage – Ist die Institution für den Klienten da oder der Klient für die Institution? – halte ich für höchst aktuell und für höchst wichtig. Sie ist deshalb brennend aktuell, weil im Rahmen gewisser theoretischer und gesellschaftspolitischer Vorstellungen das Streben nach Selbstverwirklichung und Selbstentfaltung des Betreuers als vorrangig betrachtet und ausgespielt wird gegen den Anspruch des Kindes, des Jugendlichen, des Betagten auf ganzheitliche Förderung und auf ganzheitliche Betreuung. Es hat eine Zeit gegeben, die wohl noch nicht ganz abgeschlossen ist, da in die Sozialarbeit, in die Sozialpädagogik und in die Heimerziehung junge Leute eingetreten sind, welche sich vom Anspruch und von der Annahme haben leiten lassen, hier den idealen Ansatz, die optimale Grundlage für die eigene Selbstverwirklichung zu finden. Der Anspruch des Betreuers kollidiert mit dem Anspruch des Betreuten, und daraus entwickeln sich dann schwere Ziel- und Rollenkonflikte. Ich sage offen heraus, dass da den Ausbildungsstätten eine grosse Aufgabe zufällt. Es müssen wieder die richtigen Proportionen gesucht und gesetzt werden. Es ist nicht das Gleiche, ob der Ingenieur oder der Architekt in seiner

Aufgabe primär die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung zu sehen glaubt oder ob es der Sozialarbeiter, der Betreuer, der Erzieher, der Pfleger es ist, der in seiner Aufgabe primär die Selbstverwirklichung anstrebt – selbst wenn das zulässt des Klienten, des Pensionärs und des Patienten geschieht. Diese Tendenz widerspricht dem Gebot der ganzheitlichen Förderung – und sie ist verbreitet. Ich rede da aus Erfahrung, denn ich habe beruflich als Vorgesetzter mit über 40 Sozialarbeitern, mit rund zwei Dutzend Erziehern zu tun und ich kann nur wiederholen, dass diese Tendenz sich der Ganzheit widersetzt (starker Beifall).

Achter Votant: Ich finde die beiden Extrempositionen – dass der Betreuer nur für den Klienten oder umgekehrt der Klient nur für den Betreuer dasein soll – in gleicher Weise falsch. Ein Kind braucht die Mutter, aber die Mutter braucht auch das Kind und sie wächst an dem Kind wie dieses an ihr. Herr und Frau Rennhard hätten es vermutlich nicht während sechs Jahren in ihrer Arbeit aushalten können, wenn die Kinder nicht auch für sie da wären. Es muss da, scheint mir sehr wesentlich, in der Beziehung ein Hin und ein Her geben, sonst kommt es dann dazu, dass beispielsweise ein Erzieher «sein» Heim nur noch als Arbeitsplatz und seine Arbeit nur noch als Job sieht. Wo das der Fall ist, braucht es immer mehr Freizeit und «Privatleben» (Beifall).

Neunter Votant: Es gibt für die Ganzheit ein Wort mit fünf Buchstaben und heisst Liebe. Liebe kann nicht geben, wer sie nicht hat. Wenn ich erfüllt bin und begeistert von etwas, kann ich's weitergeben. Liebe können wir selber weder machen noch kaufen. Wir müssen sie uns schenken lassen. Die Liebe hat ihre Quellen, und unter diese Quellen müssen wir uns stellen – Sie alle im Saal wissen, was ich damit meine (Beifall).

Schlusswort von Prof. Lutz

Prof. Dr. J. Lutz: Liebe Zuhörer! Ich bin verschiedentlich und verschiedenartig angesprochen worden. Das habe ich gern, weil ich bei solchen Gelegenheiten selber viel lernen kann. Am meisten habe ich von diesem Podiumsgespräch gelernt, das ist grossartig gewesen! Es hat mir gezeigt, dass man die Fragen, an denen wir alle arbeiten, immer von verschiedenen Seiten her angehen und anpacken muss.

Sicher erlauben Sie mir, ein paar Dinge herauszugreifen. Herr Muff hat mich namentlich herausfordert, und ich empfand als Herausforderung, was er sagte, als er erklärte, man könne nur dann die richtige Einstellung gewinnen, wenn man sich ständig seiner eigenen Invalidität bewusst werde und bewusst bleibe. Jedermann weiss ja, wie unvollkommen wir sind und wie unmöglich es ist, vom Ganzen dieser Ganzheit einen Begriff zu bekommen. Aber Herr Muff sagte auch – und das habe ich geradezu als Erlösung empfunden: Unmöglich zu übersehen, dass es in jedem Menschen einen Kern gibt, welcher Ansatz zur Hoffnung, Ansatz für eine Weiterentwicklung werden kann. Es gibt einen Glauben, sagte Herr Muff, der sich an den Realitäten zu nähren vermag. Zwei Seelen sind in unserer Brust: Wir kommen nie ganz zu dieser Ganzheit und sie ist doch immer da. Ganzheit ist vorhanden, sehr real, in uns allen – als Ziel, als Richtung. Sie ist nicht da als etwas, das sich in Besitz nehmen und definieren liesse, sondern das wir anstreben sollten, solange wir leben.

Aber es wäre grundfalsch zu meinen, in diesem Falle sei Ganzheit nicht real. Sie ist ein reales Ideal, von dem wir uns leiten lassen. Wir sind unterwegs und halten's in der Hand wie ein Leitseil. Wenn es dieses reale Ideal nicht gäbe, würden Sie von ihm nichts spüren und von ihm auch nicht reden können. Ich bin – durch Herrn Muff und andere – angeregt worden, ein wenig theologisch zu denken und zu sagen, eigentlich gebe es da nicht eine *Zersplitterung* des Ganzen, denn ein jeder habe doch ein Stück davon erhascht – und eben dieses sei just das Ganze. Ich empfinde das – lassen Sie mich's so sagen – fast pfingstlich, dieses Eine in der Vielfalt der Stücke und Teile. Dieses Eine und Ganzte tragen wir in uns als Anspruch und als Ziel.

Zum Schluss noch zwei Bemerkungen: Selbstverwirklichung, von der vorhin die Rede gewesen ist, geschieht in der Selbstlosigkeit. Wer in Sachen Therapien und Therapeuten über Erfahrung verfügt, muss sich eingestehen, dass er, im Umgang mit... – mit einem Drogenabhängigen zum Beispiel, selbst sich verändert und gewandelt hat. Was ich in dieser Wandlung geworden bin, habe ich selber nicht anstreben können durch die bewusste Wahl bestimmter Methoden und Techniken. Welcher Egoismus, welcher furchtbare Missbrauch griffe sonst um sich, wenn sich alles planen und machen liesse! Ich denke da an C.G. Jung, der einmal erklärt hat, wer nach der Lektüre eines guten Buches nicht ein anderer geworden sei, habe es nicht richtig gelesen. Man muss sich verändern, man muss sich bewegen. Ununterbrochen muss man damit rechnen, dass in uns vieles sich unbewusst abspielt und aufbaut. Man darf in diesem Zusammenhang wohl auch an Goethe denken, der diese Bewegung und dieses Bewegliche einmalig zum Ausdruck gebracht hat, als er schrieb: «Der Mensch sei nichts, aber er werde alles!» (starker, langanhaltender Beifall).

Staub: Ich habe mir überlegt, was das bedeutet, was wir eben gehört haben – was es bedeutet für unsere Arbeit. Es wäre wahrscheinlich falsch, wenn wir nun heimgingen, um mit unseren Mitarbeitern im Heim über Ganzheit zu reden. Ich meine, es sei gescheiter und nützlicher, wenn ich daheim jetzt noch mehr versuche, die erforderlichen Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass meine Mitarbeiter, jeder an seinem Platz, den nötigen Raum haben, dass sie zufrieden sein können, dass ihnen die Arbeit Erfüllung bringt, dass sie mit Freuden und mit ihrem Herz bei der Sache sind. An meiner eigenen Haltung muss für sie sichtbar werden, was sie selber an die ihnen anvertrauten Pensionäre und Patienten weitergeben sollen. Dann brauchen wir, glaube ich, gar nicht über die Ganzheit zu reden, sondern kommen ihr gleichsam von selbst ein beträchtliches Stück näher (starker Beifall).

Hagmann: Ich danke allen, die sich an diesem Gespräch beteiligt haben. Die letzte halbe Minute, die mir noch bleibt, möchte ich dazu verwenden, das am Anfang vorgelesene Gedicht noch fertigzulesen. Es ist 2500 Jahre alt und von Laotse:

Der Weise sagt: Wer auf sich nimmt
die Qual seiner Brüder
Ist einem König gleich.
Wer sich für die Verwüstungen der Erde
mitschuldig bekennt
Ist fähig, die Welt zu regieren.
Wahres klingt oft paradox.